

Gelebte Politik zwischen Sauerland, Bonn und Berlin

Zeitzeugengespräch mit Dieter-Julius Cronenberg (FDP),
Franz Müntefering (SPD) und Ferdinand Tillmann (CDU)

Vorbemerkung

Am 12./13. April 2013 fand der „Tag der Westfälischen Geschichte“ in Sundern statt. Bei der abendlichen Auftaktveranstaltung am 12. April führte nicht, wie sonst üblich, ein Vortrag in die Geschichte der gastgebenden Stadt ein. Vielmehr konnten mit Dieter-Julius Cronenberg, Franz Müntefering und Ferdinand Tillmann drei profilierte, alle in Sundern bzw. Neheim geborene Politiker gewonnen werden, um über ihr Wirken in Bonn und Berlin Auskunft zu geben. Die Fragen stellten Wilfried Reininghaus, 1. Vorsitzender der Historischen Kommission für Westfalen, und Mechthild Black-Veldtrup, Vorsitzende des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Münster.

Die unten folgende Dokumentation gibt den Wortlaut der Veranstaltung wieder. Die Diskussionsteilnehmer haben ihre Beiträge redigiert.

Dieter-Julius Cronenberg verstarb am 21. November 2013. Seine Korrekturen zu seinem Beitrag erreichten uns noch kurz vor seinem Tod.

Reininghaus: Die Gelegenheit, drei so prominente Zeitzeugen in Sundern zu interviewen und mit ihnen die Umbrüche des 20. Jahrhunderts und über die ersten 50 Jahre unserer Republik zu diskutieren, betrachten wir als eine große Chance. Vorweg darf ich Herrn Dr. Kordes (Recklinghausen) danken. Er hat uns bei der Planung einige Türen geöffnet.

Ich darf unseren Zeitzeugen ganz herzlich danken, dass Sie diesem Vorhaben heute zugestimmt haben. Oral History als Instrument der Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts einzusetzen, ist nicht selbstverständlich.

Einleitend will ich die Viten unserer drei Zeitzeugen in Erinnerung rufen:

Dieter-Julius Cronenberg wurde 1930 in Neheim geboren. Er hat 1951 Abitur gemacht, hat dann in Lausanne, Aix-en-Provence und Münster studiert. Er war ein hochschulpolitisch sehr engagiertes Mitglied der deutschen Studentenschaft. 1958 erstes Staatsexamen, Mitgliedschaft auch in katholischen Studentenverbindungen, dann Volontariate in mehreren Firmen und seit 1960 Mitinhaber der Firma Julius Cronenberg OHG in Müschede. 1961 Mitgliedschaft in der FDP, später Ämter als Orts-, Kreis- und Bezirksvorsitzender. 1969 Fraktionsvorsitzender im Stadtrat von Neheim-Hüsten, 1975 bis 1977 Stadtrat in der neuen Stadt Arnsberg und dann 1976 bis 1994 Mitglied des Bundestages, davon 1979 bis 1985 stellvertretender Fraktionsvorsitzender der FDP und anschließend 1984 bis 1994 in der dramatischen Zeit der politischen Wende in Europa Vizepräsident des Bundestages.

Franz Müntefering wurde 1940 in Neheim geboren. Das hat er mit Herrn Cronenberg gemeinsam. Er wuchs aber in Sundern auf. Volksschulabschluss 1954, dann die Ausbildung zum Industriekaufmann. Engagement in der IG Metall. Tätigkeit in der metallverarbeitenden Industrie bis 1975. 1966 Mitgliedschaft in

der SPD, später Ämter als Bezirksvorsitzender, Bundesgeschäftsführer, Generalsekretär und ein Amt, das Sie durchaus mit einem in Rom verglichen haben: Vorsitzender der SPD von 2004 bis 2005 und noch mal 2008 bis 2009. Aber Sie haben eben auch auf der lokalen, der kommunalen Ebene Verantwortung getragen: 10 Jahre lang von 1969 bis 1979 Mitglied des Stadtrats von Sundern. 1992 bis 1995 Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen. 1996 bis 1998 Mitglied des Landtags von NRW, Mitglied des Bundestags 1975 bis 1992 und 1998 bis 2013. In diesem Jahr werden Sie nicht mehr kandidieren. 2002 bis 2005 Fraktionsvorsitzender, 1998/99 Bundesminister für Verkehr, Bau und Wohnungswesen, Vizekanzler 2005 bis 2007, zugleich Bundesminister für Arbeit und Soziales.

Ferdinand Tillmann wurde 1932 in Dornholthausen geboren; das ist ein südwestlicher Stadtteil von Sundern. Abitur 1952, Studium der Betriebs- und Volkswirtschaft in Frankfurt und Köln. 1955 Diplom-Kaufmann. Engagement für den Wintersport. Dann zunächst Prokurist im elterlichen Betrieb, später selbstständiger Unternehmer mit der Tillmann Profil GmbH. 1957 Mitgliedschaft in der CDU. Landrat des Kreises Arnsberg. 1975 bis 1979 Mitglied des Rates der Stadt Sundern, 1972 bis 1994 Mitglied des Deutschen Bundestages und dort 14 Jahre lang von 1980 bis 1994 Vorsitzender des Sportausschusses.

Wir wollen nun auf dem Podium darüber reden, wie sich Ihre politische Laufbahn vor dem regionalen Hintergrund gestaltet hat, wir wollen die Wechselwirkungen zwischen der Region und der Bundesebene ausloten, und das ist, glaube ich, eine spannende Sache.

Black-Veldtrup: Sie alle kommen aus dem kölnischen Sauerland, kommen alle aus Sundern beziehungsweise Neheim. Das ist Ihre Lebenswelt, das hat Sie von Kindheit an geprägt. Was haben Sie aus Sundern beziehungsweise aus Neheim-Hüsten mitgenommen für Ihren beruflichen und politischen Weg, Herr Tillmann?

Tillmann: Zunächst mal ein herzliches Dankeschön an die Historische Kommission für die Einladung. Ich glaube, das ist heute seit dem hundertjährigen Jubiläum unseres Unternehmens 2009 das erste Mal wieder, dass wir drei unter einem Dach zusammenkommen. Also dafür vielen Dank; es ist eigentlich schade, dass das so selten vorkommt. Aber was haben wir mitgenommen oder habe ich mitgenommen? Alle guten sauerländischen Eigenschaften. Die schlechten habe ich zu Hause gelassen. Was sind das für Eigenschaften? Erstmal eine grundsolide, ordentliche Ausbildung. Darauf haben wir im Sauerland immer Wert gelegt und legen wir auch heute Wert. Sauerländische Zuverlässigkeit, sauerländische Sturheit oder auch Zähigkeit, wie immer Sie das bezeichnen wollen. Sauerländische Gründlichkeit und auch sauerländischen Optimismus. Nicht aufgeben sofort, weil man sagt, es geht nicht mehr weiter, sondern dranbleiben. Das sind Eigenschaften, die man im Beruf gut gebrauchen kann, aber auch in der Politik, sei es nun die Kommunalpolitik oder sei es Landes- oder Bundespolitik.

Black-Veldtrup: Sie haben also sozusagen Ihren Charakter mitgenommen. Wie ist das bei Ihnen, Herr Müntefering?

Müntefering: Wenn ich an Sundern denke, denke ich als Erstes an meine Mutter, an meine Kindheit, die war ärmlich und im Krieg gelegen überwiegend, mein Vater noch unterwegs, erst im Krieg und dann in Gefangenschaft. Ich hatte eine

tolle Mutter, und die hat mir unheimlich viel mitgegeben. Das hat mich immer bestärkt in der Überzeugung, dass das ganz wichtig ist für Kinder, was man erlebt in seinen ersten Jahren. Das ist nun nicht spezifisch sauerländisch, und ich glaube auch nicht, dass es darauf ankommt, sondern wenn man sich erinnert an seine eigene Vergangenheit, dann kommt das als Erstes hoch. Das Zweite war: Ich bin hier acht Jahre in die Volksschule gegangen, und als nach der Klasse 4 Anton Klauke – unser Rektor an der Volksschule, der Freund von Heinrich Lübke – zu



*Mechtbild Black-Veldtrup, Ferdinand Tillmann, Franz Müntefering,
Dieter-Julius Cronenberg, Wilfried Reininghaus (v. l.)*

uns nach Hause kam und dann beratschlagt hat mit meinen Eltern, ob ich auf eine weiterführende Schule gehe, da war dann das abschließende Ergebnis: Nein, weil ich nach Neheim hätte fahren müssen, das kostete auch noch Geld damals, und meine Eltern haben gesagt: „Das kann auch so 'n guter Katholik werden, wieso soll der da weiter studieren?“ Daran kann man sehen, was so daraus werden kann. Also, die Schule war gut, aber für mich leicht zu bewältigen, ich konnte Fußball spielen und deshalb das dritte große Erinnerungsstück: Der TuS Sundern. Ich hab' erst im Nachhinein so richtig gelernt, da müssen Leute gewesen sein, die das Ganze organisiert haben und uns geholfen haben. Dass das alles möglich war, das schätzt man als Kind nicht so ein, aber da sind welche gewesen, die haben das organisiert. Ich hab' 'ne gute Erinnerung an viele Zeltlager, ich war Messdiener, dann Pfarrjugendführer nach Franz-Josef Tigges,¹ den ja alle kennen, und kann mich an die Zeit gut erinnern. Wir sind mit Bussen zum Zeltlager gefahren, ich weiß gar nicht, ob wir versichert waren; ich glaub', das könnte man heute gar nicht mehr riskieren. Jedenfalls das wurde einfach so gemacht. Und das Letzte, was ich sagen will: Geprägt hat mich schon dieser Bezug zur kleinen, mittelständischen Wirtschaft. Ich hab' mit 14 Jahren angefangen in der Lehre, wie das damals hieß, bei

1 Franz-Josef Tigges (* 14. April 1933 in Sundern, † 4. April 2001), 1969 bis 1999 Bürgermeister von Sundern.

Pingel, ein kleiner Betrieb, und ich hab' das alles kennen gelernt, diese Zusammenhänge in der kleinen und mittelindustriellen Wirtschaft, das war eine Façonrehe, wo ich da lernte. Bis hin zu dem, was man mir nachsagt, zu den kurzen Sätzen. Es gibt drei Dinge, wo es kurze Sätze gibt: Das ist die Sauerländer Industrie, da redet man nicht lange, da macht man, das ist die Bibel und das Grundgesetz. Und wenn man die alle drei gelesen hat, dann weiß man kurze Sätze zu schätzen.

Ich will doch noch eine Anmerkung machen: Was mir fehlte, wo immer ich gewesen war – Wälder. Unsere Wälder find' ich ganz toll. Und das brauch' ich ab und zu. Da muss ich einfach mal aus dem ganzen Steingetümmel raus und einmal durch den Wald gehen können. Und das wünsch' ich mir ab und zu. Das haben nicht alle großen Städte zu bieten.

Black-Veldtrup: Familie, Schule, Fußball, Wirtschaft, die sauerländische Wirtschaft hier, der Mittelstand, in Ihrem Fall ein kleiner Betrieb und dann die Wälder. Wie ist das bei Ihnen, Herr Cronenberg? Was hat Sie geprägt?

Cronenberg: Unterscheidet sich nicht sehr dramatisch von dem, was die Kollegen gesagt haben. Ich hatte das Glück, in Neheim in meiner Familie mit meiner Großmutter zusammen aufzuwachsen, die in meinem Leben eine sehr große Rolle gespielt hat. Sie war zentrumsgeprägt, sehr katholisch, und ich war im Deutschen Jungvolk damals, Jugendzugführer, und erlebte Diskussionen am Mittagstisch und abends zwischen meiner Großmutter und meinem Vater, meinem Onkel, die Parteigenossen waren, auch über politische Dinge.

Aber mir ist in Erinnerung geblieben, dass sie dann in einer erregten Diskussion sagte: „Schlag dem Kreuz die Haken ab, und mach ein Christuskreuz daraus.“ Unter anderem war ich auch Messdiener und, wie gesagt, im Deutschen Jungvolk. Und sie hat mich eigentlich dahin gebracht, nachdenklich zu werden, nachzufragen, nachzudenken, und ich glaube, dass das auf meinen weiteren Weg einen Einfluss ausgeübt hat, der so aus meiner Sicht jedenfalls gut war und mich dazu veranlasst hat, in meinem Leben mir auch ab und zu die Zeit zu nehmen, ernsthaft darüber nachzudenken und auf eine eigene Meinung und Unabhängigkeit großen Wert zu legen.

Reininghaus: Das war die erste Runde der Antworten. Deshalb will ich gerne noch einen Gedanken aufgreifen, der gerade schon einmal eine Rolle gespielt hat bei Ihnen Dreien, nämlich der Nationalsozialismus und die Bewältigung der Zeit danach. Herr Cronenberg hat es sehr deutlich angesprochen, dass ihn das doch sehr geprägt hat. Ich will aber jetzt noch einmal die Runde machen und wiederum bei Herrn Tillmann beginnen: Der Nationalsozialismus ist ja in einer katholischen Region auf ganz besondere Bedingungen gestoßen. Haben Sie etwas mitgenommen aus Ihrer Jugend, ist etwas Prägendes dabei haften geblieben, und wie haben Sie auch die ersten Nachkriegsjahre, die ja schwer waren, miterlebt, und was haben Sie da auch für Ihre spätere Laufbahn mitgenommen?

Tillmann: Der Nationalsozialismus hat für mich in meiner Jugend nur insofern eine Rolle gespielt, als wir natürlich alle im Jungvolk aktiv waren oder sein mussten. Und um es ganz ehrlich zu sagen: Wir waren stolz auf diese neuen Uniformen, die wir da bekamen, und sind richtig marschiert. Zwischen sechs und zehn Jahre alt, muss man bedenken. Aber über das, was da passiert ist in diesen zwölf Jahren, haben wir uns damals noch keine Gedanken machen können, weil wir's

auch nicht gewusst haben, sodass der Nationalsozialismus uns auch nicht geprägt hat. Nach 1945 war das für uns nur noch eine Episode. Die Zeit nach 1945, da muss man sicherlich auch daran erinnern, dass wir hier auf dem Lande lebten, dass fast jeder noch zwei Kühe im Stall hatte und vielleicht zwei, drei Morgen unter dem Pflug; die Bauern halfen uns mit ihren Pferden oder mit ihren Ochsen aus. Wir haben also keine Not gelitten, anders als es in den Großstädten damals der Fall war. Insofern sind wir eigentlich glücklich und zufrieden aufgewachsen und haben uns nicht beschweren können. Wir haben gespielt, wir haben unsere Freude gehabt, wir haben bei den Kinderschützenfesten den Vogel abgeschossen. Der war allerdings noch nicht reglementiert, was die Dicke angeht, sondern der war frei geschnitzt.² Insofern also spielt, glaube ich, für mich und meinen Werdegang die Zeit bis etwa 1945 keine entscheidende Rolle.

Reininghaus: Vielen Dank. Herr Müntefering hat schon angedeutet, dass er durch das persönliche Schicksal – Ihr Vater war noch im Krieg, und Sie sind mit Ihrer Mutter aufgewachsen –, dass also für Sie die Auswirkungen des Krieges schon prägend waren, oder habe ich das falsch in Erinnerung?

Müntefering: 1940 geboren, hab' ich also als Kleinkind Krieg erlebt, ich kann mich an Angriffe erinnern, wo Bomben geworfen wurden. Ich kann mich erinnern an Zwangsarbeiter, die Kartoffelschalen zugesteckt bekommen haben und Seife dafür zurückgaben, ich kann mich erinnern an deutsche Soldaten, die mit erhobenen Händen von anderen deutschen Soldaten vor ihnen her getrieben wurden, weil sie offensichtlich in der Endphase des Krieges nicht weitermachen wollten. Was mit denen passiert ist, weiß ich nicht. Als mein Vater aus dem Krieg zurückkam – ich war fast sieben Jahre alt –, hat er mir im Weiteren dann, in den Jahren danach, nicht sofort, zwei Regeln mit auf den Weg gegeben: Erstens: Geh' nie in eine Partei – ja, die hatten die Nase voll von Partei. Und zweitens: Nie deutsche Stiefel im Ausland. Das war für mich bis Mitte der 90er-Jahre eine ganz wichtige Maxime. Das war die Botschaft: Wir wollen nie wieder als Aggressoren ins Ausland gehen, was wir auch heute nicht tun, ich will das schon unterscheiden. Ich will nur sagen: Das war die Position, die ich damals von dort mitbekommen habe. Als ich in die Schule kam 1946, bekamen wir als I-Männchen Schulbücher, aus denen waren Seiten rausgerissen, es gab noch keine neuen Bücher, und die Seiten, die rausgerissen waren, waren solche mit dem falschen Kreuz da drauf. Und die Lehrer, vor denen wir standen, waren natürlich in erheblichem Maße Menschen, die auf die eine oder andere Art und Weise Betroffenheit hatten aus der alten Zeit. Ich hab' in der Schule keinen Unterricht gehabt über den Nationalsozialismus, das hörte alles beim Kaiser auf. Weiter kamen wir nicht. Das ist nun nicht spezifisch sauerländisch, auch nicht spezifisch sunderisch, aber das hat bis Mitte der 60er-Jahre gedauert, dass wir wirklich offen darüber gesprochen haben, was denn mit dem Haus da ist, wo mal die Juden gewohnt haben, und wie das eigentlich kam, dass die da nicht mehr wohnen, und wer da eigentlich dran beteiligt war, ob man die Leute noch kennt. Und jetzt will ich das nicht meiner Heimatstadt

2 Zu Beginn des Jahres 2013 gab es eine öffentliche Debatte über eine geplante Vorschrift des Bundesinnenministeriums zur Festlegung des Gewichts und der Größe der Holzadler bei Schützenfesten, die den Unmut der Schützenvereine auf sich zog.

aufladen, aber ich glaube, wir sollten das nicht verharmlosen. Wir haben zwanzig Jahre lang mindestens dieses Problem wirklich verdrängt in Deutschland und beiseite geschoben, ehe wir den Mut gehabt haben, wirklich da ran zu gehen. Wenn man sich die Dimension dessen anguckt, was da passiert ist, Millionen Tote, dann verstehe ich das auch irgendwo. Ich glaube, dass Menschen bestimmte Dinge nicht sofort verarbeiten können, dass man Zeit braucht. Ich hab' zur Kenntnis genommen, dass dann auch in Sundern in Schulen und anderswo Bewegung war, dass man sich auseinandergesetzt hat mit den Dingen: Wie war das eigentlich, wie ist das gekommen, wieso konnte das sein, weshalb ist das passiert? Ich hab' also – die Gnade der späten Geburt – nicht braune Uniformen getragen, tragen müssen, aber das Ganze hat mich schon beschäftigt. Im Unterschied zu dem, was Sie angesprochen haben: Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich Hunger gehabt hab'. Wir hatten nicht *alle* Kühe und Ziegen im Stall, keine Schweine. Es gab Karten für rationierte Nahrungsmittel. Das Brot musste man möglichst holen, wenn's nicht ganz frisch war, denn wenn das ganz frisch geschnitten wurde, dann war das so breit und dann sackte das zusammen. Das heißt, man musste klug im richtigen Augenblick hingehen und das Brot kaufen. Und ich vergess' nicht eine ganz peinliche Situation: Ich spielte draußen, und ich hörte den Küchenschrank klappen, bin reingelaufen, weil ich den Eindruck hatte, dass vielleicht meine Mutter an dem Brot sein könnte. Und die hat das auch sofort erkannt, was ich eigentlich drauf hatte, und sagte: Du traust mir doch wohl nicht zu, dass ich Dir das Brot wegesse? Das hab' ich ihr auch nicht zugetraut, aber ich hatte Kohldampf. Das war so, und das muss man schon sagen. Und ich hab' mich immer wieder gestritten dann mit meinen Kindern. Die gingen in die Schule, aßen ihre Brote nicht und warfen sie weg, was mich unheimlich aufregte. Ich kann das heute noch nicht haben. Ich verstehe, dass wir so viel haben, dass man darauf nicht mehr gucken muss, aber mich ärgert's immer noch, und das bringt mich immer noch aus der Fassung, wenn ich sehe, wie wir mit Essbarem in Deutschland umgehen und wie wir ein Drittel dessen, was wir haben, wegschmeißen.

Reininghaus: Herr Cronenberg, hat sich die Erfahrung in Neheim-Hüsten anders dargestellt, also gibt es zwischen Sundern und Neheim-Hüsten Unterschiede? Ich kann mir vorstellen, dass Neheim-Hüsten sehr viel stärker als Sundern Ort von Bombenangriffen war.

Cronenberg: Nein, daraus ergeben sich keine wirklichen Unterschiede, es ist das gleiche Umfeld gewesen. Unterschiedlich ist schon die Vita, eben die zehn Jahre Differenz machen sich bemerkbar. Ich bin Melder gewesen beim damaligen Bürgermeister Löffler in Neheim bei der Wasserkatastrophe, als der Möhnedamm zerstört worden ist. Ich habe also erlebt, wie diese schreckliche Katastrophe über die Stadt gekommen ist, hab' einen Lehrer als Toten mit bergen müssen und habe dann auch anschließend in Lippstadt geschantzt für die Flugzeuge, die dort stationiert waren. Meine Klassenkameraden und ich und viele andere wurden auch zum Bau von Schutzwällen am Flugplatz in Lippstadt eingesetzt. Bei einem Angriff der Lightnings, also der englischen, amerikanischen Jagdflugzeuge, auf den Flugplatz starben auch zwei Kollegen. Das ist natürlich ein Erlebnis, das sehr prägt und mein Verhältnis zu Krieg und Frieden mit bestimmt hat. Ich möchte nicht verhehlen, dass mich die Niederlage Deutschlands damals außerordentlich berührt hat und ich tieftraurig war und alles das, was dann über die Verbrechen der Nationalsozia-

listen berichtet wurde, nur schwer glauben konnte. Diskussionen mit einem amerikanischen Besatzungsoffizier, der in unserem Haus lag, haben dabei eine große Rolle gespielt. Ich nehme an, dass das ein aus Deutschland geflohener Jude war. Er sprach fließend Deutsch und versuchte uns nun aufzuklären über die Verbrechen, die in unserem Vaterland passiert waren. Und ein Vetter von mir hat mir neulich erzählt, wie ich dann völlig verzweifelt gewesen wäre in dieser Diskussion mit ihm und ich gesagt hätte: „Aber die Jugendspiele und die Heimabende in der Hitlerjugend waren doch schön.“ Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, aber ich weiß, wie mein Vetter Klaus mir das erzählt hat. Im Übrigen, aus der eigenen Erfahrung – mein Vater hat auch gesagt: „Nie wieder in eine Partei!“ Der hat’s durchgehalten, im Gegensatz zu mir.

Black-Veldtrup: Vielen Dank. Gibt es jetzt aus dem Publikum noch Fragen?

Gast: Mich würde Ihr Verhältnis zum Katholizismus interessieren – es ist zum Teil ja angeklungen, anscheinend waren alle Messdiener –, wie sich das entwickelt hat, wie Ihr Weg zu Glaube, Kirche und Katholizismus war und jetzt vielleicht noch ist?

Müntefering: Ja, ich habe schon gesagt: Meine Mutter war eine sehr engagierte Katholikin, und das hat mich sehr geprägt. „Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am größten aber ist die Liebe“, das habe ich von ihr gelernt, und ich glaube, dass das, was ich als Solidarität beschreibe im politischen Handeln, ganz eng damit zusammenhängt. Ich war hier nebenan in St. Johannes Messdiener und dann Pfarrjugendführer, bin heute von der Kirche ziemlich weit entfernt. Ich halte es für sehr nötig und wichtig, dass Kinder, junge Menschen Orientierung bekommen. Das kann über Glauben, über Kirche geschehen, das kann auch anders geschehen. Es hatte einmal eine interessante Diskussion gegeben, die hab’ ich geführt in einem Koalitionsausschuss, als wir nachts einmal nicht mehr weiter reden konnten, mit Thomas de Maizière und Stoiber, und ich hab’ gesagt: „Ich hab’ jetzt so viele Menschen kennengelernt, und ich kann am Handeln der Menschen nicht erkennen, ob sie glauben oder nicht, was sie glauben und wie intensiv.“ Da hat Stoiber gesagt: „Das kann nicht sein.“ „Doch, so ist das.“ Und ich empfehle sehr Bescheidenheit an dieser Stelle. Kein Glaube, keiner der glaubt, hat von sich aus das Prä gegenüber anderen, die nicht oder die weniger glauben. Ganz wichtig, das gehört zur aufgeklärten Gesellschaft und zur Wahrheit ganz zentral mit dazu. Ich hab’ großen Respekt vor allen, die sich engagieren; ich halte die Kirchen nicht für entbehrlich. Aber ich glaube, dass man dem Menschen zugehen muss, dass er auf eigene Art dieses Glauben oder Nichtglauben lebt, und dass keiner dem anderen dazu Vorwürfe oder Vorschriften machen kann. Natürlich gibt es einen unreflektierten Kinderglauben oder Unglauben. Das meine ich jetzt nicht, darum geht es nicht, sondern es geht darum, dass man sich mit den Dingen auseinandersetzt. Wo kommen wir her? Wo ist die hohe Autorität, und was sind die ethisch-moralischen Fragen, denen wir uns stellen müssen? Und ich glaube, dass mir diese Orientierung auf die Liebe als den wichtigsten Wert geholfen hat dabei. Hannah Arendt³ hat einmal gesagt: „Politik ist angewandte Liebe

3 Hannah Arendt (*14. Oktober 1906 in Linden, heute Stadtteil von Hannover; † 4. Dezember 1975 in New York), politische Theoretikerin und Publizistin.

zum Leben.“ Und ich glaube, dass das so ist, dass bei den ‚guten Politikern‘ (in Anführungszeichen, da wollen wir uns nicht belobigen) diese Liebe zum Leben die entscheidende Größe ist, nämlich dazu beizutragen, dass Menschen gut leben können. Und meine Mutter hat gesagt: „Glaube, das ist eine Gnade. Hoffnung, das ist etwas, was man sich wünschen kann, aber Liebe ist das Wichtigste.“ Ich hab’ ihr das geglaubt, und ich vergess’ das auch nicht. Ich behalte das voller Sympathie in Erinnerung. Der Hochmut, der in manchen Kirchen und in manchen Religionen steckt, ist allerdings auch etwas, was man sehen muss und was man aufhalten muss. Es hängt immer an dem Einzelnen selbst, wie er sein Verhältnis dazu findet.

Tillmann: Ich bin im Schatten der St. Pankratius-Kirche in Stockum und auch im etwas kürzeren Schatten des Kirchturms der St. Martinus-Kapelle in Dörnholthausen aufgewachsen. Stockum ist die Mutterkirche fast aller Ortsteile der Stadt Sundern. Herr Doktor Schmidt,⁴ das ist doch richtig? Das hat mich natürlich geprägt, ganz abgesehen natürlich von der Erziehungsleistung meiner Eltern. Übrigens: Mein Vater war in der Partei, und er ist trotzdem dann später noch in die CDU eingetreten. Das möchte ich nur einschieben.

Münftefering: Das war damals ein geschickter Schachzug, den er gemacht hat.

Tillmann: Nein, das hatte auch wohl andere Gründe. Mein Vater wurde als Volksturmmannt im Jahre 1945 noch im Sauerlandkessel eingesetzt. In der Nähe von Brilon. Als er wiederkam, war es vorbei mit der Partei und mit Adolf Hitler. Er hatte die Nase voll, und er hat dann seine Meinung sehr schnell geändert. Er lag immer mit meinem Onkel, dem Bruder meiner Mutter, im Clinch, der aus seinem Beruf herauskatapultiert worden war. Er war in Olpe Syndikus bei der Handwerkskammer, musste das dann aufgeben und hat sich dann selbstständig gemacht als Steuerberater. Der hat, ich kann mich gut erinnern, mit meinem Vater heftige Diskussionen gehabt über die Kriegsführung, über Hitler und den Nationalsozialismus.

Ich bekenne mich heute noch dazu, dass ich glücklich bin, so erzogen worden zu sein. In meinem christkatholischen Glauben fühle ich mich wohl und zu Hause und ich hoffe, dass Europa – ganz Europa – auch in Zukunft diese christlichen Werte als Substanz hochhalten wird, dass das nicht verloren geht in einem Mischmasch aus welchen Integrationsbemühungen auch immer. Ich habe mich auch in meiner Zeit als Abgeordneter immer dazu bekannt, dass ich praktizierender Katholik bin, unabhängig davon, ob ich das eine oder andere, was in der Bürokratikirche passiert, gut finde oder nicht. Auch dort sind nur Menschen am Werke, das hat mit meinem Glauben, mit meiner Überzeugung nichts zu tun. Das sind Nebensächlichkeiten, darüber muss man hinwegsehen können. Und ich hoffe, dass ich dabei bis zu meinem Lebensende auch bleiben kann.

Cronenberg: Kurz. Erstens: Es hat nicht in jener Zeit einen so großen Gegensatz zwischen dem Deutschen Jungvolk und der Kirche gegeben. Wir haben die Messe auch zum Teil in der Uniform des Deutschen Jungvolks bei verschiedenen Gele-

4 Dr. Hubert Schmidt, Oberstudiendirektor i. R., Historiker und Heimatforscher aus Sundern, korrespondierendes Mitglied der Historischen Kommission für Westfalen, saß im Publikum.

genheiten gefeiert. Das darf man nicht vergessen. Zu meiner persönlichen Einstellung: Ja, ich bin praktizierender Katholik. Ich bezeichne mich als katholischer Liberaler oder liberaler Katholik.

Tillmann: Ein bisschen konservativ auch noch.

Cronenberg: Das, mein lieber Ferdi, bestreite ich aufs Höchste. Ich sehe in Kirche und Gesellschaft einen ungeheuer großen Reformbedarf.

Black-Veldtrup: Immer wieder klingt ja jetzt in Ihren Antworten auch Ihr Verhältnis zu Ihrer Partei an, das Verhältnis Ihrer Väter zur Partei, die Ratschläge, die sie Ihnen gegeben haben. Ich würde ganz gerne wissen: Warum haben Sie sich für Ihre jeweilige Partei entschieden? Das ist, glaube ich, eine ganz spannende Frage. Sie kommen alle aus einem wenigstens ähnlichen katholischen Milieu. Es ist ja bei Leuten, die aus Sundern kommen, nicht zwangsläufig gesagt, dass es gleich drei verschiedene Parteien sein mussten. Insbesondere bei Ihnen, Herr Cronenberg, weiß ich, dass in der Familie eine Zentrumsprägung da war, das haben Sie selber eben auch schon mal angedeutet. Vielleicht erklären Sie uns einfach: Wie kam es dazu, dass Sie in die FDP eintraten?

Cronenberg: Also, den konkreten Anlass will ich gleich schildern, jetzt aber zunächst den Grund. Grundsätzlich weil ich, vielleicht auch aus Sicht meiner Freunde, einen unstillbaren Unabhängigkeits- und Freiheitsdrang habe. Das war die Grundeinstellung. Die eben erwähnte Großmutter, die mich zum Nachdenken gebracht hat, hat mich eben auch relativ früh dazu geführt, mich ernsthaft mit diesen Fragen zu beschäftigen, was auch einschloss, Karl Marx zu lesen. Studium in Lausanne. Einer der ersten Studenten nach dem Krieg in Lausanne, wurde ich natürlich bestürmt mit einer Vielzahl von Fragen, die ich nicht beantworten konnte und die mich dazu veranlasst haben, mich tiefer mit der Materie zu beschäftigen. Zurück in Münster, dort auch im Hochschulumilieu, war ich relativ schnell ASTA-Vorsitzender, weil ich immer so viel gefragt habe, um die Fragen, die ich in Lausanne nicht beantworten konnte, beantworten zu können. Konkreter Anlass war, als die Union mit einem Wahlrechtstrick das Grabenwahlrecht einführen wollte mit dem Zweck, die Liberalen kaputt oder klein zu machen. Da kann der Kollege mir helfen, Innenminister Lücke⁵ war das glaube ich, oder?

Tillmann: Ich war noch nicht aktiv.

Cronenberg: *Ego te absolvo.* Also, das System war, dass ein Teil der Stimmen nicht angerechnet wurde, also eine starke Durchlöcherung des jetzt gültigen Verhältniswahlrechts. Mein Nennonkel, der Bundestagsabgeordnete Ernst Keller⁶, der mir gegenüber wohnte, informierte mich natürlich auch über diese parteilichen Dinge. Das hat mich konkret veranlasst, in die Partei einzutreten.

Black-Veldtrup: Wie war das bei Ihnen, Herr Tillmann?

5 Paul Lücke (CDU; *13. November 1914 in Schöneborn bei Marienheide; † 10. August 1976 in Erlangen) war von 1965 bis 1968 Bundesminister des Innern. Die Vorschläge zur Änderung des Wahlrechts datieren jedoch bereits aus den Jahren 1952 und 1955, als Lücke noch als einfacher Abgeordneter im Deutschen Bundestag wirkte.

6 Ernst Keller (FDP; *11. September 1900 in Neheim; † 21. Juli 1963 in Bonn), Mitglied des Bundestages von 1957 bis 1963.

Tillmann: Ja, nach dem, was ich eben geschildert habe über mein Umfeld, welcher Partei hätte ich mich zuwenden sollen? Es gab nach dem Krieg ja noch in diesen Kreisen eine Diskussion darüber, ob man das Zentrum wieder beleben sollte oder ob man dieser neu gegründeten Partei aus evangelischen und katholischen Christen beitreten sollte. Das Zentrum hat sich relativ schnell von selbst erledigt, und in Stockum gehörte es zum guten Ton, milieubedingt, dass man bei der richtigen Partei dabei war. Wenn ich mich recht erinnere, hat es bis zur kommunalen Neugliederung im Stockumer Gemeinderat niemals ein SPD-Mitglied gegeben. Es ist einmal jemand gewählt worden, der auf der Liste der SPD war, vorher wohl ein Mann des Zentrums, und dann ist er so beschimpft worden von einem Besoffenen in einem Stockumer Lokal, er sei ein Verräter oder was auch immer. Darüber war er so verärgert, dass er nach Hause ging, einen Brief an den Bürgermeister schrieb, den noch am selben Abend in den Briefkasten warf: Er nehme das Mandat nicht an. Eine solche Erklärung kann man nicht rückgängig machen. Damit war für die SPD auch schon das Stockumer Abenteuer beendet. Also, das ist jetzt alles ein wenig salopp formuliert, und Kollege Müntefering wird das sicher alles richtig beurteilen, so wie ich das schildere. Wir haben uns immer gut miteinander verstanden bis auf die politischen Meinungsverschiedenheiten. Und außerdem, eine ganz wichtige Sache für einen jungen Mann, der auch politischen Ehrgeiz hat: Es ist natürlich auch beruhigend, wenn man in seinem Umfeld mit Mehrheiten rechnen kann und nicht immer zittern muss, ob man denn wohl auch gewählt wird, wenn man antritt. Also ein bisschen Opportunismus mag vielleicht auch eine Rolle gespielt haben, aber das muss ja nichts unbedingt Schlechtes sein.

Black-Veldtrup: Herr Müntefering, wie ist das bei Ihnen gewesen?

Müntefering: Also, ich hab' auch als Junge die Frage kennengelernt 1947/48, als mein Vater wieder da war, in den Diskussionen in der Familie: „Wählen wir jetzt CDU oder wählen wir Zentrum?“ Meine Eltern waren Zentrumsleute aus der Tradition der katholischen Arbeitnehmerschaft gewesen vor 1933. Mein Vater war modern, er war für die CDU. Onkel Hermann war für das Zentrum, und deshalb war ich auch froh, dass mein Vater für die CDU war. So, und dann kam 1949 die erste Bundestagswahl und plötzlich tauchte bei uns zu Hause ein Prospekt der SPD auf. Mit dem bin ich zu meinem Vater gegangen und hab' gefragt: „Was ist denn jetzt SPD?“ Der sagte: „Das sind evangelische Flüchtlinge.“ Damit war die Welt eingeteilt und ja, so bin ich groß geworden. Hab' Fußball gespielt und zwischen 18 und 25 ein bisschen gelesen und nachgedacht und kam zu dem Ergebnis, dass, wenn man das mit der Nächstenliebe und der Solidarität ernst nimmt, man in eine Partei gehen muss, die Solidarität ganz groß schreibt, deshalb sagte ich: „Geh ich mal zur SPD.“ Und ich hab' beschlossen – 1965 war Bundestagswahl –, dass die SPD gewinnt. Hat sie aber nicht. Deshalb bin ich hingegangen und hab' gesagt: „Ihr verliert andauernd, ich helf' jetzt mal mit.“ Es hat ein paar Monate gedauert, bis die mich aufgenommen haben damals. Die haben vielleicht gedacht: Das ist 'n U-Boot, das kann überhaupt nicht wahr sein. Ja, aber so bin ich da hingekommen. Und als ich dann Mitglied war, da ging das natürlich in Sundern los. Ich kannte ja ganz viele, da haben mich einige auch angerufen, dazu. Und einige haben mich auch gefragt: „Wieso bist Du nicht zu uns gekommen?“ Denen hab' ich dann die Antwort gegeben: „Weil ich euch kenne.“ Das ist 'ne ziemlich freche Antwort. Aber im Letzten, was Herr Tillmann eben beschrieben hat, steckt das drin. Ich

glaube, dass Parteien, wenn sie in bestimmten Regionen so stark sind, dass sie stolz darauf sind, dass keine andere Partei da ist, sich selbst zur Last werden können. Ich glaube, dass die politische Vielfalt eine Größe ist, die der Demokratie gut tut. Dass es auch Stockum gut tut, wenn ihr Sozis habt. Ich finde, es ist kein Ruhmesblatt, wenn man nur einspurig ist. Ja, das waren meine Beweggründe dabei, weil ich glaubte, dass da die Solidarität eine größere Rolle spielt. Und bald kam dann auch die Ostpolitik dazu. Das hat mich dahin geführt, und ich hab' denen noch damals gesagt bei der SPD: „Ich komm aber nur für fünf Jahre. Ich will mal sehen, ob das was bringt.“ Naja, das hat aber auch keine Rolle mehr gespielt. Als ich fünf Jahre dabei war, war ich kurz vorm Bundestag.

Black-Veldtrup: Aber Sie haben den Aufstand geprobt, sozusagen?

Müntefering: Nein, man macht das immer freundlich.

Tillmann: Aber wenn ich noch eine Anmerkung machen darf: Die Bemerkung von dem Vater von Herrn Müntefering, „evangelische Flüchtlinge“, da ist ja auch was dran. Sehen Sie sich das Wählerverhalten bis heute im Märkischen Sauerland und im Kurkölnischen Sauerland an mit den Mehrheitsverhältnissen. Der CDU-Mann im Märkischen Kreis, wenn der sicher sein will, dass er sein Mandat erhält, dann muss er sehen, dass er einen guten Listenplatz bekommt. Dasselbe gilt umgekehrt im kurkölnischen Hochsauerlandkreis für einen Sozialdemokraten. Nach wie vor, meine ich. Es hat sich abgeschliffen, das Ganze, aber die Basis ist immer noch da für diese Entscheidung. Das mag man bedauern oder nicht, es ist nun mal so.

Reininghaus: Worin unterscheidet sich das Sauerland, und möglicherweise auch das Märkische und das Kölnische Sauerland, von anderen politischen Landschaften in Deutschland? Gibt es möglicherweise gravierende Unterscheide? Prägt die Region auch das politische Verhalten? Die Konfession prägt sicherlich das politische Verhalten, wie wir gerade gehört haben. Herr Müntefering?

Müntefering: Ich werde ja in Berlin darauf angesprochen, weil ich ja geholfen habe, das Sauerland dort ein bisschen bekannt zu machen. Und die fragen: „Was ist eigentlich der Unterschied zwischen dem Sauerland und Berlin?“ Und ich sage: Das ist so: Wenn ich im Sauerland auf die Straße gehe und begegne jemandem, den ich nicht kenne und ich grüße den nicht, dann wissen das am anderen Tag alle im Dorf oder in der Stadt: „Das ist 'n Stoffel, der ist eingebildet, der ist arrogant, schlechter Abgeordneter, geht nicht.“ Wenn ich in Berlin auf die Straße gehe, begegne jemandem, den ich nicht kenne, sage: „Guten Tag.“ Sagt der: „Was willst Du denn von mir?!“

Das ist also eine Frage der Nähe, die zwischen den Menschen da ist, die uns schon unterscheidet. Und: Ich hab' das nie untersuchen können, aber meine Gefühlslage dazu war immer, jedenfalls behaupte ich das immer: Wir haben nicht so hohe Berge und nicht so tiefe Täler. Auch nicht im Gemüt. Sondern das ist schon eine gewisse Ausgeglichenheit, die sich irgendwie in der Landschaft zeigt. Also, das ist nicht die Langeweile der Fläche, das ist auch nicht die Arroganz der steilsten Berge, und das ist eigentlich ganz angenehm. Stimmt das nicht? Nicht himmelhoch jauchzend und nicht zu Tode betrübt.

Reininghaus: Herr Tillmann?

Tillmann: Ich glaube nicht, dass es riesige politische Unterschiede zwischen Regionen gibt. Ich stimme dem zu, was Herr Müntefering gesagt hat: Es gibt Unterschiede in der Politik und im Umgehen miteinander, in der Politik eher zwischen Stadt und Land. Der Abgeordnete aus dem Ruhrrevier, wenn er einer Partei angehört, die dort nicht direkt gewählt wird, sondern wenn er auf die Liste angewiesen ist, einen Listenplatz, der muss ganz anders reagieren, der muss ganz anders auftreten als ein Abgeordneter, der sicher sein kann, dass er als Direktkandidat auch gewählt wird. Der Listenkandidat ist von seiner Partei abhängiger. Er muss möglichst brav sein. Er darf den Vorsitzenden nicht ärgern. Denn er läuft sonst Gefahr, bei der nächsten Listenaufstellung auf den 30. oder 35. Platz zu kommen. Das ist zwar zunächst mal eine formale Geschichte, aber sie prägt auch die Politik in diesen Räumen. Das muss man sehen. Und deswegen meine ich, dass Großstadtpolitik und Politik auf dem Lande – Ostfriesland ist da vielleicht gar nicht anders als das Sauerland – sich unterscheiden. Dass es im ländlichen Raum auch menschlicher zugeht als in der anonymen Großstadt, das kommt auch noch hinzu. Mit dem Guten-Tag-Sagen, das ist tatsächlich so, da meinen die, der wär' nicht richtig im Kopf in einer Großstadt. Die Kinder hier auf dem Lande, das möchte ich aber auch noch bemängeln, die sagen nicht mehr „Guten Tag“. „Grüß Gott“ schon gar nicht. Die sagen nur „Hallo“.

Reininghaus: Neheim-Hüsten ist ja nun kein Landbezirk, kein Dorf, sondern eine Stadt. Ist es dort anders, in Neheim-Hüsten?

Cronenberg: Nein, also was die Einschätzung von den beiden Kollegen anbetrifft, darf ich die im Wesentlichen teilen, mit der Bemerkung: Ich habe nie den Eindruck gehabt, dass ich mich als Listenabgeordneter als Abgeordneter zweiter Klasse fühlen musste. Es gibt ein gutes Mittel. Man muss selber Vorsitzender werden, dann hast du da keine Last mit.

Black-Veldtrup: Sie alle haben ja auch einen Beruf, zum Teil gehabt, aber einen Beruf, der nicht Politiker ist. Zwei von Ihnen sind Unternehmer, und auch wenn man das nicht ist, stellt man sich vor, dass das normalerweise eine Arbeitswoche bedeutet von mehr als 40 Stunden. Sie, Herr Müntefering, waren in leitender Stellung in einem Wirtschaftsunternehmen tätig und haben wahrscheinlich auch nicht um halb fünf den Griffel fallen lassen. Sie alle haben sich trotzdem über viele Jahrzehnte politisch betätigt. Außerdem haben Sie Fußball gespielt. Wie haben Sie das unter einen Hut gebracht? Wie konnten Sie politische und berufliche Interessen miteinander verbinden? Erst mal rein zeitlich, wie geht das, aber auch ganz praktisch, wie hat sich das gegenseitig befruchtet? Wie haben Sie das verbunden? Wollen Sie anfangen, Herr Cronenberg?

Cronenberg: Also, das hängt natürlich mit dem Verständnis über das Mandat zusammen. Und ich möchte dazu grundsätzlich bemerken: Ich ärgere mich ein wenig – nicht ein wenig, oft viel – wenn die Abgeordneten so als Stechuhrabgeordnete verstanden werden. Das Bild des Abgeordneten hat sich im Laufe der Jahre immer mehr zu einem Bild entwickelt, dass er auch und gerade in den Diäten- und Rentenfragen so ein Beamter *de luxe* ist. Und nach meinem Verständnis ist der Abgeordnete ein freier Beruf, wie ein Selbstständiger, der in seiner Arbeit, seinem Gebiet – in Abhängigkeit selbstverständlich zu seiner Fraktion und auch seiner Partei und seiner eigenen Vita – frei tätig wird. Und deswegen habe ich es

auch immer als selbstverständlich betrachtet und auch bei den Aufstellungen in der Partei immer wieder gesagt: „Ich stehe nicht nur hundertprozentig für das Mandat zur Verfügung, sondern will in der Firma bleiben und mit der Firma verbunden sein.“ Ich halte das auch für die Tätigkeit als Abgeordneter für außerordentlich wichtig. Wenn ich was zu bestimmen hätte, würde ich auch die Lehrer in den Parlamentsferien ein paar Wochen in die Schulen schicken, damit sie den Bezug zur Realität nicht verlieren. Die Erfahrung auf einem Messestand in Köln war mindestens oft so wichtig für mich – mag für andere anders sein – wie ein bestimmtes Hearing. Ich habe immer darauf verzichtet, bei unwichtigen Debatten, wie zum Beispiel über die Novellierung des Handwerkerstatistikgesetzes, im Plenum zu sein. In meiner Funktion als Vizepräsident konnte ich dann ja manche Debatte auch beobachten. Wenn zum Beispiel am Ende der Legislaturperiode sich das Plenum bei nun nicht so besonders wichtigen Debatten etwas füllte, dann waren das im Wesentlichen Kollegen, die nicht mehr kandidierten, aus welchen Gründen auch immer. Das heißt, ich möchte den Abgeordneten verstanden wissen als einen bei allem Respekt vor der Fraktion möglichst unabhängig arbeitenden Selbstständigen, der den Kontakt zu seinem Beruf nicht verliert. Die Kollegen Hermann Rappe⁷ und Eugen Glombig⁸ sagten mir scherzhafterweise, wenn wir uns mal stritten: „Es wär’ uns lieber, Du wärest mehr in Deiner Firma, dann hätten wir es leichter.“

Black-Veldtrup: Wie haben Sie das gehalten, Herr Müntefering?

Müntefering: Ich glaube, dass man den Typ Abgeordneten nicht irgendwie systematisieren sollte, dass es da keine Norm gibt, sondern sehr unterschiedliche Zugänge. Ich bin der Meinung, dass es gut ist, wenn wir Parlamente haben, Kommunen, Land und Bund, die bunt sind. Alte und Junge, Unternehmer und Arbeitnehmer, Professoren und Volksschüler, mit unterschiedlichen Lebenserfahrungen. Was mir geholfen hat, war ganz sicher, dass ich in meinem Beruf als Industriekaufmann gelernt habe, auf den Punkt zu kommen. Und was mich aufgeregt hat in den ersten Fraktionssitzungen, war, dass die alle so lange gelabert haben. Und alles wurde noch mal gesagt und noch mal gesagt und noch mal gesagt. Das war schon ein bisschen nervig für mich. Aber auch da lernt man, dass es gewisse Sozialisationsprozesse gibt, die das nötig machen, dass man sich austauscht und dass man differenzierter wird. Politik ist eben etwas anderes als Geschäft: Politik ist Kompromiss; Demokratie ist Kompromiss. Das ist kein tröstliches Wort, weil die meisten Deutschen finden, das ist Schitte, aber Kompromiss ist unverzichtbar. Kompromiss ist das, was man braucht. Man geht in eine Partei, wo man unterschiedlicher Meinung ist als viele, die auch da drin sind, wo man nur ’ne gemeinsame Himmelsrichtung hat, und dann muss man mit denen zusammen einen Kompromiss machen. Und dann trifft man auf eine andere Partei, da ist das vergleichbar, die hat auch ein Spektrum von da bis da, und dann haben die auch ’nen Kompromiss und dann versucht man, daraus was zu machen. Politik ist der Versuch, für

7 Hermann Rappe (SPD; *20. September 1929 in Hannoversch Münden), Gewerkschaftssekretär und von 1972 bis 1998 Mitglied des Bundestages.

8 Eugen Glombig (SPD; *23. Januar 1924 in Hamburg, † 31. Oktober 2004 in Kiel) war von 1962 bis 1987 Mitglied des Bundestages. Von 1983 bis 1987 war er Vorsitzender des Ausschusses für Arbeit und Sozialordnung.

81 Millionen Menschen bei uns im Land eine gemeinsame Basis zu finden für das Zusammenleben. Wie wollen wir zusammen leben? Das ist Politik. Wobei man nie vergessen darf, das ist die zweitwichtigste Aufgabe. Die erste und das Wichtigste ist immer das Individuum, ist immer der einzelne Mensch und die Frage, wie er seinen Lebensentwurf gestalten kann. Deshalb sind im Grundgesetz auch Artikel 1 bis 19 als Individualrechte auf den einzelnen Menschen gerichtet, danach kommt die Politik, danach fängt die Politik an. Das ist nicht das Wichtigste. Und das kann man ein bisschen so und so gestalten. Als ich in den Bundestag kam 1975, ich rückte nach für Friedhelm Farthmann⁹, bin ich zu Herbert Wehner gegangen, den wir „Onkel Herbert“ nannten, und hab’ mich da vorgestellt bei ihm und hab’ ihm gesagt, wie das jetzt laufen soll in Deutschland. Er hat drei Pfeifen geraucht, hat sich das angehört, hat gesagt: „Ja, dann mach mal, und pass auf, dass Du nicht austrocknest.“ So, und ich wusste nicht, was der meinte. Aber das hab’ ich natürlich behalten, weil das war so was völlig Queres: „Was meint der? Dass Du nicht austrocknest ...“ Und ich hab’ das auf der Strecke begriffen. Wenn man austrocknet, wenn man den Impuls verliert, den Glauben, dass man was verändern kann und dass man was verändern will, dann muss man aufhören in der Politik. Dann ist’s aus, dann kann man nichts mehr machen. Und deshalb sage ich für mich: Ich habe von Anfang an in meiner Jugend und auch darüber hinaus unabhängig von der Frage, zu welcher Partei gehe ich, geglaubt, dass man Dinge beeinflussen kann. Dass Menschen Einfluss nehmen können darauf, dass es ein bisschen besser wird. Nicht perfekt, aber ein bisschen besser und nicht ein bisschen schlechter. Und deshalb glaube ich, dass Engagement sich lohnt. Und solange man diesen Impuls hat, ist mir ziemlich egal, wie der Einzelne das macht, wie viele Stunden er da reinhängt. Es gibt Genies, die kennen wir in der Politik auch, die machen das alles mal so locker, es gibt Arbeiter, die arbeiten da Tag und Nacht an solchen Sachen. Das sind unterschiedliche Methoden. Das ist mir ziemlich egal, wie das der Einzelne macht. Jedenfalls der Glaube und die Gewissheit, dass man etwas verändern kann und dass man etwas verändern will, die dürfen einem nicht verloren gehen. Und auf unserem letzten Parteitag habe ich gesagt: „Ganz trocken bin ich noch nicht!“

Black-Veldtrup: Herr Tillmann, noch eine Frage: Wie haben Sie politische und berufliche Interessen unter einen Hut gebracht?

Tillmann: Ich habe die typische politische Ochsentour gemacht. In Arnsberg auf dem Gymnasium bis zum Abitur 1952 haben wir über Politik – jetzt abgesehen von der Nazizeit – überhaupt nicht gesprochen. Wir haben uns aufs Abitur konzentriert, zwischendurch mal ’n Jux und dumme Streiche gemacht, haben die Lehrer geärgert. Politik spielte keine Rolle. Das änderte sich bei mir mit dem Beginn des Studiums. Ich bin 1953 in Frankfurt in den RCDS gegangen, den Ring Christlich-Demokratischer Studenten. Ich kann mich erinnern, dass Adenauer die Johann-Wolfgang-von-Goethe-Universität in Frankfurt besucht hat – die 1968er-Jahre waren noch fern. Der wurde mit Beifall begrüßt; die ganze Universität stand auf der Freitreppe und hat ihm Beifall geklatscht. Das heißt also, da hatte man

9 Friedhelm Farthmann (SPD; *25. November 1930 in Bad Oeynhausen) war von 1971 bis 1975 Mitglied des Bundestages. Von 1980 bis 1999 war er Abgeordneter des Landtages von Nordrhein-Westfalen, von 1975 bis 1985 Landesminister für Arbeit, Gesundheit und Soziales.

noch diese Vorbilder: Adenauer, Ludwig Erhard. Wenn man Wirtschaftswissenschaften studiert, dann lernt man auch den Herrn Müller-Armack,¹⁰ Professor in Köln und auch Redenschreiber vom Erhard, kennen, und so ging das dann weiter. Als ich mein Studium beendet, das Examen gemacht hatte, musste ich zu Hause in die Firma und dort schaffen. Trotzdem, ich hab' in Stockum dann die Junge Union gegründet, ich bin 1957 in die Partei eingetreten, wie Sie's eben gesagt haben, und der politische Ehrgeiz gehört ja dazu. Und das ging alles noch ganz gut, Gemeinderat und Arbeit, so'n kleinen Betrieb leiten. Selbst im Kreistag, das war mein nächster Schritt, ging das noch. Als ich aber zum Landrat gewählt wurde und dann auch einen Dienstwagen bekam mit Fahrer, aber jeden zweiten Tag ausreisen musste, um ein Bundesverdienstkreuz zu verleihen, war ich praktisch nur noch zu 50 Prozent der Zeit in der Firma. Das ging nicht mehr. Wenn ich dann das Bundestagsmandat nicht bekommen hätte, hätte ich das Amt des Landrates aufgeben müssen im Interesse des Unternehmens. Das war damals ein kleiner Betrieb; wir haben 30, 40 Leute beschäftigt. Dann wurde ich nominiert für den Deutschen Bundestag, und wieder stellte sich die Frage: Was wird aus dem Unternehmen ohne den jungen Chef? Und im Übrigen, Franz Müntefering: Natürlich müssen die Parlamente bunt sein, aber ein bisschen mehr wirtschaftlicher und finanzieller Sachverstand in allen Parlamenten, vom Bund angefangen über die Länder bis zu den Kommunen, könnte auch nicht schaden. Es gibt ja dieses Sprichwort – ich will hier niemandem zu nahe treten, der Lehrer ist, und Hochschullehrer sind ja auch Lehrer –, es gibt also den Spruch. „Die Parlamente sind mal voller, mal leerer, aber immer voller Lehrer.“ Das sollte so nicht sein. Es sollte schon bunt sein. Ich musste meinen Schwager ansprechen, der anderweitig beschäftigt war, ob er bereit sei, für mich einzuspringen. Der musste also das Geld für mich mitverdienen. Als freier Unternehmer, ob er nun Anwalt ist oder aus der Industrie kommt, alles auf einen Nenner zu bringen, ganz einfach ist das nicht. Zumal ja auch die Ansprüche des Wahlkreises noch hinzu kommen. Das ist ja nicht nur das „Herumsitzen“ in Bonn oder Berlin, sondern die wollen einen im Wahlkreis sehen. Sonst ist nämlich die Kandidatur für die nächste Periode geliefert, wenn man sich nicht kümmert.

Reininghaus: Möchte Herr Müntefering auf Herrn Tillmann antworten?

Tillmann: Och, das wird er nicht bestreiten, was ich gesagt habe ...

Müntefering: Was soll ich denn bestreiten?

Tillmann: Dass der wirtschaftliche Sachverstand nicht schaden kann.

Müntefering: Nein, da sind wir uns einig.

Reininghaus: Ich würde gerne eine Runde einleiten, die etwas aufgreift, was Sie gerade gesagt haben, nämlich Kommunalpolitik und Ihre weitere politische Laufbahn. Inwieweit ist also die Kommunalpolitik, aus der Sie drei alle gekommen sind, wichtig gewesen für Ihre bundespolitische Karriere? Ist die Kommunalpolitik so etwas wie die Schule für höhere Aufgaben in der Politik? Wer möchte anfangen? Herr Tillmann!

10 Alfred Müller-Armack (CDU; *28. Juni 1901 in Essen; † 16. März 1978 in Köln) war ab 1952 Leiter der Grundsatzabteilung im von Ludwig Erhard geführten Wirtschaftsministerium.

Tillmann: Ich kann jedem nur empfehlen, sich zunächst mal in der Kommunalpolitik zu tummeln. Die Erfahrungen, die er dort gewinnt, sind unverzichtbar. Der Vertreter im Rat einer Stadt oder einer Gemeinde, wenn der etwas beschließt, dann sieht er das in der Regel in seinem Leben noch wachsen und entstehen. Das ist beim Abgeordneten im Deutschen Bundestag oder im Europaparlament keineswegs so. Der kann längst unter der Erde liegen, ehe aus dem, was er da einmal beschlossen hat, etwas wird. Also diese Erfahrung in der Kommunalpolitik, konkret etwas bewirken zu können, die ist, glaube ich, unverzichtbar. Dazu kommen die Netzwerke, die man sich dabei schafft, die man ja auch braucht, wenn man als Politiker was bewirken will ... Also, die Politiker, die vom Studium weg, die noch in der Referendarzeit in den Bundestag gewählt werden, die sind tüchtig, die können sicherlich auch gut reden. Gute Redner muss es geben, aber es muss auch Leute geben, die etwas tun. Ohne kommunalpolitische Erfahrung und ohne auch berufliche Erfahrung halte ich die Jungen nicht für besonders gut ausgebildet. Ich will das mal so offen sagen.

Müntefering: Ich glaube, dass die Kommunalpolitik unterschätzt ist, dass wir in Deutschland in unserer Demokratie besser aufpassen müssen. Kommunalpolitik ist nicht das Kellergeschoss der Politik, sondern eine tragende Säule. Wir haben viel gelernt in den letzten Jahren über systemische Probleme, die es geben kann, und Pleitekommunen sind ein systemisches Problem für die Demokratie. Wir haben allen guten Grund, die Kommunen zu stärken in ihrer Planungs- und Handlungsfähigkeit und auch in finanziellen Bereichen. Ich will jetzt gar nicht von Details sprechen, aber das ist etwas, was mich nicht erst neuerdings begleitet, sondern ich bin als Kommunalpolitiker angefangen. Wenn das Sauerland große Städte gehabt hätte, in denen man als Sozi hätte gewinnen können, wäre ich gerne Oberbürgermeister geworden. Keine Angst, Herr Bürgermeister,¹¹ ich bin aus dem Alter raus. Passiert nichts mehr, das ist erledigt. Ja, das wäre so mein Traum gewesen. Und ich muss sagen, als Minister in Nordrhein-Westfalen, da war ich ganz schön nah an dieser Sache dran, weil die Landespolitik eigentlich eine gehobene Kommunalpolitik ist. Aber wir müssen das auf jeden Fall pflegen. Ich will übrigens zwei kommunalpolitische Ereignisse anfügen, damals in Sundern, als ich noch gar nicht in der Partei war, aber mich interessiert hab': Einmal las ich in der Zeitung, dass ein Mann in Sundern, dem so ein kleiner Berg gehörte, aus dem das Sunderner Trinkwasser kommt, für jeden Kubikmeter Wasser, der dort herauskommt, einen Pfennig bekam. Da war ich gegen, weil ich als Juso natürlich überzeugt war, das Wasser gehört allen. Also hab' ich einen Brief an den Rat geschrieben und hab' gesagt, der Rat soll beschließen, der kriegt den Pfennig nicht. Das hat der Rat nicht getan, die Sozis auch nicht. Der hat sogar zwei Pfennig bekommen und ist über die Jahre wohlhabend geblieben, und wir haben uns dann irgendwann auch wieder versöhnt. Das war mein erster Versuch, im Rat mitzumischen. Die haben mich auch eingeladen, und ich hab' dann auch auf 'ner Zuhörerbank gesessen; ich glaube, Elmar Brands¹² war damals noch Bürgermeister in der Zeit. Und dann gab es eine zweite Sache, die hab' ich aber erfolgreich überstanden: Und zwar hatten wir ein Kino in Sundern, das hieß „Bode“, und es gab damals eine Aktion

11 Gemeint ist der anwesende Bürgermeister der Stadt Sundern, Detlef Lins, im Amt seit 2009.

12 Dr. Elmar Brands, Bürgermeister von Sundern 1963 bis 1969.

„Saubere Leinwand“. Dieses Kino in Sundern, das „Röhrl“, bekam jeden Monat von der Gemeinde – war’s ja damals noch – 100 oder 200 Mark dafür, dass es keine unkeuschen Filme spielte. Da war ich gegen. Also hab’ ich die Initiative ergriffen, das ist auch bis in den ‚Spiegel‘ gekommen, und der deutsche Steuerzahlerbund war auch alarmiert und hat einen Brief an den Rat geschrieben. Der hat auch wieder versucht, das abzulehnen, konnte aber nichts machen, und zum guten Schluss bekam ich Recht. Der bekam das Geld nicht mehr und seitdem war der „Boden Blau“, wie man ihn nannte, freundlich zu mir.

Cronenberg: Zunächst einmal lernt man in der Kommunalpolitik, dass die Kollegen der anderen Parteien nicht von morgens bis abends darüber nachdenken, Blödsinn zu verzapfen. Alle suchen Lösungen für die Probleme der Kommune, oft aber mit unterschiedlichen Konzepten. Man muss sich auch ernsthaft mit dem Haushalt beschäftigen. Deswegen will ich meine Einstellung mit einer kleinen Geschichte untermauern: Bei einer Veranstaltung, auf der Graf Lambsdorff zu sprechen hatte und wegen der Verkehrsverhältnisse zu spät kam und ich die Aufgabe hatte, die Einleitung bis zu seinem Eintreffen zu verlängern, sagte ich unter anderem: „Wenn ich es zu sagen hätte, müsste jeder, der in Landtag oder Bundestag gewählt werden will, eine Periode in einem Kommunalparlament, im Stadt- oder Kreisparlament, gewesen sein, um die entsprechenden Erfahrungen zu machen.“ Daraufhin kam Graf Lambsdorff, genannt auch „Graf Silberkrücke“,¹³ in den Saal, bekam diese letzte Bemerkung von mir mit und beendete das Unternehmen, indem er begann: „Der ehrenwerte Kollege Cronenberg hat mir gerade das Recht abgesprochen, im Deutschen Bundestag zu sein. Ich war nie in einem Kommunalparlament oder Kreistag.“ Trotzdem bleibe ich dabei: Es ist unheimlich wichtig, auch diese menschliche Erfahrung nach den Sitzungen des Rates, so wie ich es in Neheim-Hüsten sehr genossen habe, bei einem Glas Bier das zwischenmenschliche Zusammenleben der Ratsherren zu pflegen.

Müntefering: Du hast jetzt von Genossen gesprochen ...

Tillmann: Ich darf daran erinnern, dass ich auch als Genosse bei der Volksbank war.

Black-Veldtrup: Gibt es aus Sicht unserer Zuhörer zu diesem Thema noch eine Zusatzfrage?

Gast: Herr Tillmann, Sie haben gerade bemängelt, dass es eventuell ein paar Beamte, Lehrer, wie auch immer zu viel im Parlament gibt und anderer Sachverstand eventuell fehlen könnte. Gleichzeitig haben wir gerade gesagt, wie wichtig es ist, durch die Kommunalpolitik vorher gebildet, vorher erzogen zu sein und Netzwerke aufgebaut zu haben. Und in diese Richtung gefragt: Wenn man sich in den letzten Jahren angesehen hat, wer versucht hat, als Seiteneinsteiger Fuß zu fassen, in welcher Position auch immer, ob er nun Kirchhof¹⁴ oder sonst wie hieß,

13 Otto Graf Lambsdorff (*20. Dezember 1926 in Aachen, †5. Dezember 2009 in Bonn) war von 1977 bis 1984 Bundesminister für Wirtschaft und von 1988 bis 1993 Bundesvorsitzender der FDP. Er benutzte infolge einer Kriegsverletzung einen Gehstock.

14 Der Verfassungs- und Steuerrechtler Paul Kirchhof (*21. Februar 1943 in Osnabrück) gehörte 2005 als Finanzexperte zum Schattenkabinett der damaligen CDU-Kanzlerkandidatin Angela Merkel. Im

dann hat man gesehen, wie schnell er gescheitert ist. Sehen Sie da alle drei irgendwelche Möglichkeiten, das in der Form durchlässiger zu machen, oder ist es so, wie Sie gerade gesagt haben: Man muss im Wesentlichen doch die Ochsentour machen, sonst hat man kein Fundament, um in der Politik auch oben mitzuspielen?

Tillmann: Ich glaube, dass durchaus auch hin und wieder Seiteneinsteiger eine Chance haben. Adenauer hat dem Pferdenges¹⁵ zum Beispiel immer wieder einen anständigen Platz auf irgendeiner Liste, ich glaube der nordrhein-westfälischen, verschafft, damit er im Bundestag sitzen konnte. Aber das kann nicht die Regel werden. Wir können, wenn wir die Parteien ernst nehmen – und die Parteien haben ja laut Grundgesetz die Aufgabe, bei der Willensbildung mitzuwirken, der Bevölkerung oder des Volkes, wie immer Sie das ausdrücken wollen –, dann müssen wir auch den Menschen zumuten können, in den Parteien zu sein. Von den Beiträgen will ich mal gar nicht reden, die sind für einen arbeitenden Menschen leicht verschmerzbar, weil er dann die Beiträge von der Steuerschuld absetzen kann, sodass die Beiträge sich automatisch um 50 Prozent verkürzen und 50 Prozent praktisch vom Staat getragen werden. Aber wenn die Parteien darauf verzichten wollen, für sich und ihre Mitglieder zu werben, auch die politische Bildung ernst zu nehmen, dann glaube ich nicht, dass die Demokratie auf Dauer eine Chance hat. Nur von Seiteneinsteigern können Parlamente nicht leben.

Im Übrigen habe ich die Lehrer nicht diffamiert, das will ich noch einmal sagen. Auch eine gehörige Anzahl Lehrer gehört ins Parlament, z. B. wegen ihrer pädagogischen Erfahrung. Ich habe nur sagen wollen: Ohne wirtschaftlichen Sachverstand, ganz ohne wirtschaftlichen und finanziellen Sachverstand können Parlamente, ob nun kommunale, Länder- oder LWL-Parlamente, nicht auskommen, und deswegen würde ich mir wünschen, dass mehr Selbstständige in die Parlamente gehen. Ich will noch eine Geschichte erzählen: In der CDU/CSU-Fraktion gab es in einer Legislaturperiode, ich weiß nicht mehr in welcher, fünf Bäckermeister. Ich habe mich gefragt, wie das möglich ist, dass dieser eine Berufsstand in solcher Massivität im Deutschen Bundestag in einer Fraktion vertreten ist. Ich habe mir das nur so erklären können: Ein politischer Beruf. Der Bäcker muss früh aufstehen, nachts um zwei oder irgendwann. Wenn er seine Brötchen fertig hat, dann geht seine Frau in den Laden und verkauft die Brötchen bis Mittag. Dann hilft er vielleicht noch ein bisschen mit, wenn der Andrang groß ist. Aber nachmittags weiß er nicht mehr, was er tun soll. Also geht er entweder in eine Kneipe oder sonst wohin, wo er Leute trifft. Und er geht vielleicht auch in eine politische Partei und lässt sich für ein kommunales Parlament aufstellen. Die tagen in der Regel nämlich noch vor Mitternacht, also könnte er, wenn er um 18 Uhr in den Rat geht, um zehn Uhr fertig sein und morgens früh wieder seiner Arbeit nachgehen. Ob diese Erklärung zutrifft, sei dahingestellt.

Wahlkampf trug ihm das Eintreten für einen Einheitssteuersatz und einen traditionell-konservativen Familienbegriff massive öffentliche Kritik ein. Bundeskanzler Gerhard Schröder verspottete Kirchhof öffentlich als weltfremden „Professor aus Heidelberg“.

15 Robert Pferdenges (CDU; *27. März 1880 in Mönchengladbach; † 28. September 1962 in Köln) war Bankier und von 1950 bis 1962 Mitglied des Bundestages.

Cronenberg: Wir leben in einem Land, das regelungswütig ist. Aber Gott sei Dank haben wir noch keine Berufsvorschriften für Abgeordnete für Land und Bund.

Tillmann: Das müssen nicht immer Bäcker sein, das ist klar.

Müntefering: Die Frage ging ja auf die Sache mit den Seiteneinsteigern. Und ich glaube, dass wir mehr Offenheit haben müssen dafür in der Politik, wobei ich das, was Ferdi Tillmann eben gesagt hat, auch verstehe und als Vorsitzender einer großen Volkspartei natürlich auch immer gesagt habe: Die Partei muss das auch organisieren und moderieren können. Aber wir haben viele Male erlebt im kommunalen Bereich, dass Menschen sich politisch engagiert haben und auch kandidierten, ohne schon Mitglieder zu sein, und später doch dazu gekommen sind. Und das muss im Prinzip auch in anderen Funktionen möglich sein. Politik, die Parteien dürfen sich nicht abschotten. Das muss möglich sein, dass Leute von außen reinkommen. Ich will jetzt nicht sagen „totale Amerikanisierung“, aber ich glaube, dass die Parteien gut beraten sind, wenn wir keine geschlossene Veranstaltung haben. Immer auch eine gewisse Offenheit. Das hat's ja auch an vielen Stellen gegeben, aber an vielen auch nicht, an zu wenigen Stellen. Aber im Prinzip ist die Möglichkeit da. Ich hab' das in meinen Zeiten als Generalsekretär und Parteivorsitzender auch versucht, aber Sie kriegen natürlich im eigenen Laden wenig Zustimmung dafür, das muss man schon ganz selbstkritisch sagen. Ich halte das nicht für gut, dass wir das in den Parteien so machen. Die müssen einladen in die Bevölkerung hinein, auch jemandem die Chance geben, der die Ochsentour nicht gemacht hat, die Einsteiger, die ihr Wissen da einbringen und nützlich sein können, und das sage ich als einer, der sie voll mitgemacht hat. Ich glaube, man darf da als Politiker, wenn man das gelernt hat, nicht hochmütig sein. Ich glaube, dass das auch anders geht. In Maßen bin ich dafür. Ich hab' irgendwann mal die Vorsitzende des Bundes Katholischer Jugend kennengelernt; die war da aus Düsseldorf. Und ich hab' dann mit Johannes Rau¹⁶ dafür gesorgt, dass sie auf die Landesliste, auf Platz neun der SPD, und in den Deutschen Bundestag gekommen ist. Das war eine Riesenanstrengung, die wir dafür gebraucht haben. Das war nur möglich, weil wir beide da eng zusammengehalten haben. Aber das war natürlich ein Gewinn, die hat ganz andere Bereiche erschlossen, ist mit anderen Sichtweisen da rangegangen. Also, ich hab' auch schlimme Erlebnisse gehabt – Stichwort Stollmann,¹⁷ ich weiß nicht, ob Sie sich noch daran erinnern – aber ich hab' eben auch gute Erlebnisse gehabt mit Menschen, die von außen dazugekommen sind.

Black-Veldtrup: Herr Lins¹⁸ hat es eben in seinem Grußwort schon gesagt: Hier in Sundern war die Kommunalreform 1975 ein einschneidendes Erlebnis mit Auswirkungen, die man heute noch spürt. Sie waren alle drei in dieser Zeit hier in

16 Johannes Rau (*16. Januar 1931 in Wuppertal; † 27. Januar 2006 in Berlin), war von 1969 bis 1970 Oberbürgermeister der Stadt Wuppertal, 1977 bis 1998 Landesvorsitzender der SPD in Nordrhein-Westfalen und 1978 bis 1998 Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen; von 1999 bis 2004 war er der achte Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland.

17 Jost Stollmann (*17. Januar 1955 in Düsseldorf), Unternehmer und bis 1987 Mitglied der CDU; war 1998 Mitglied des Schattenkabinetts von Gerhard Schröder, trat aber nach der Regierungsübernahme durch die SPD und Bündnis 90/Die Grünen den ihm zugeordneten Posten als Wirtschaftsminister nicht an.

18 Siehe Anm. 11.

der Kommunalpolitik tätig in den 70er-Jahren. Wie haben Sie das erlebt? Inwiefern war das einschneidend auch für Sie jeweils persönlich? Möchten Sie anfangen, Herr Cronenberg? Oder Sie, Herr Müntefering?

Müntefering: Kommunale Neugliederung 1975. Sie war vor allem anstrengend. Und, Herr Bürgermeister, seien Sie froh, dass Sie später geboren sind. Da musste man eine sehr gute Leber haben. In dieser Zeit wurden die meisten Verträge nachts zwischen drei und vier unterschrieben, wenn alle nicht mehr konnten. Ein bisschen übertrieben, aber es ist schon auch was dran. Natürlich haben alle erst mal gesagt, jetzt müssen wir ein eigenes Freibad haben, jeder. Ich konnte die Nöte verstehen. Ich hatte manchmal den Eindruck, dass das richtige Eigenbewusstsein der Stadtteile und Dörfer erst aufkam, als die Stadt entstehen sollte. Vorher war das nicht so stark, aber dann ging das los. Trotzdem: Das war sehr nötig, dass wir das gemacht haben, die Stadtwerdung von 1975. Sundern war damals die letzte Stadt in Nordrhein-Westfalen, die Stadt wurde, und das war für die Stadt auch ein ganz besonderes Ereignis für das Selbstbewusstsein. Ich hab's zumindest so empfunden. Es war richtig, und ich glaube, dass wir in dieser Zeit nochmal darüber sprechen müssen, wie wir die regionale Zusammenarbeit intensivieren können. Die Stadtgrenzen sind Kunstkonstrukte im Leben der Menschen. Zum Beispiel die Schulen: Die Kinder sollen da gut versorgt sein, die sollen auch gut leben können da. Aber die Arbeitswelt hat sich völlig über die Stadtgrenzen hinaus bewegt. Und das ist ein Problem, mit dem wir uns noch intensiver beschäftigen müssen, denn wenn man die demographische Entwicklung sieht, dann ist ganz klar: Man muss in größeren Regionen seine Vorteile bündeln. Man muss daraus die Kraft ziehen und muss dabei zusammenarbeiten. Das ist, glaube ich, 1975 einigermaßen richtig verlaufen, bei allen Schwierigkeiten, die es auch gegeben hat.

Tillmann: Einigermaßen, dem stimme ich zu. Ich war ja als Landrat des ehemaligen Kreises Arnsberg stark involviert in die Vorgespräche. Und ich kann nur bestätigen: Das mit der guten Leber, das stimmt hundertprozentig. In der CDU gab es im Sauerland den sogenannten Grevensteiner Kreis. Der traf sich immer in Grevenstein und hatte quasi eine direkte Bierleitung zur Brauerei. Ich bin, was die kommunale Neugliederung für uns selbst hier in Sundern angeht, mit dem Ergebnis zufrieden. Vielleicht hätte man den Standort einer großen deutschen Privatbrauerei lieber in Sundern gesehen als in Meschede. Das ist aber eine persönliche Ansicht, die ich da vertrete. Das haben die in Düsseldorf damals anders gesehen. Es sind auch Fehler gemacht worden: Warum muss Wattenscheid zu Bochum? Warum muss Hohenlimburg ein Teil der Stadt Hagen werden? Weil Herr Weyer,¹⁹ der damalige Innenminister, der Chef der gesamten kommunalen Neugliederung, Wert darauf gelegt hat, dass das Industriepotenzial von Hohenlimburg in die Grenzen seiner Hagener Gemeinde kommt. Das war der Hintergrund. Der Herr Weyer war übrigens FDP-Mann, Julius. Und ob die Stadt Arnsberg in ihrem heutigen Gebilde ein glücklicher Zusammenschluss gewesen ist, wage ich auch zu bezweifeln. Dieser Zusammenschluss zur neuen Stadt Arnsberg wurde damals damit begründet, man müsse hier einen Entwicklungsschwerpunkt erster Ord-

19 Willi Weyer (FDP; *16. Februar 1917 in Hagen; † 25. August 1987 auf Juist), von 1962 bis 1975 Innenminister des Landes Nordrhein-Westfalen.

nung schaffen. Und diese Entwicklungsschwerpunkte erster Ordnung, die es hinterher nie gegeben hat, weil sie in der Versenkung verschwunden sind, mussten mindestens 80 000 Einwohner haben. Das war der Grund dafür, dass man dieses ganze Ruhrtal unter einen Hut gesteckt hat. Vielleicht wären die Arnsberger besser beraten gewesen, wenn sie mit Bruchhausen, Nedereimer, Uentrop, Oeventrop und eventuell Freienohl ihre Eigenständigkeit gewahrt hätten. Schwamm drüber. Die kommunale Neugliederung musste sicherlich sein. Ob alles so richtig war aus heutiger Sicht, das ist die Frage.

Cronenberg: Also, ich war und bin ein Anhänger der kommunalen Neugliederung. Ich halte die Arnsberger Lösung sogar für ausgezeichnet. Diese Vereinigung von Lebensraum und Planungsraum ist erforderlich, und es war Unsinn, was vor der Neugliederung passierte: Industriegebiete wurden ausgewiesen, die beste Wohngebiete waren, oder Bruchhausen warb aus Neheim Betriebe ab. Die gemeinsame Planung in einer Kommune, in einem Lebensraum, setzt unter den heutigen Bedingungen solche Größenordnungen voraus. Die Argumente, die gegen die Neugliederung vorgetragen wurden, waren zum Teil lächerlich. Wenn zum Beispiel die Vosswinkler sich beschwerten, der Kontakt zu ihrer Verwaltung im Amt Hüsten ginge verloren, obwohl sie am Neheimer Rathaus vorbeifahren, um nach Hüsten zu kommen, dann war dies wenig überzeugend. Also ich glaube, dass die Neugliederung notwendig war und gelungen ist. Die hatte auch ganz nebenbei den Effekt gehabt – aber das ist jetzt ein Neheim-Hüstener Problem –, dass der ewige Streit zwischen Neheim und Hüsten etwas minimiert wurde. Unter dem gemeinsamen Dach Arnsberg fühlten sie sich alle einigermaßen wohl. Wenn Franz meint, man müsse noch größere Planungsräume einbeziehen, bin ich einverstanden. Aber ich habe in Erinnerung aus der Zeit vor der Neugliederung, dass die Lösung durch solche Planungsverbände meistens dazu führte, dass die Parlamente ausgeschlossen wurden. Es ist sehr schwierig, solche Vereinbarungen, solche Verträge zustande zu bekommen und die Parlamente dabei in irgendeiner Form einzubeziehen.

Müntefering: Nachträglich, ganz kurz: Vielleicht sollte man bei anderer Gelegenheit einmal über das sprechen, was in Südwestfalen in der Regionale stattfindet. Da steckt eine ganze Menge an Zukunftsperspektive drin. Ich will das aber hier nur andeuten. Was ich aber eigentlich sagen wollte, weil wir vor historischem Hintergrund diskutieren: An diesem 1. Januar 1975, als Sundern Stadt wurde, hatten wir einen außerordentlich interessanten Mann, der als Referent gesprochen hat. Die SPD-Fraktion, noch in der Gemeinde Sundern, hatte beantragt, dass Oswald von Nell-Breuning²⁰ kommen sollte. Die CDU konnte gar nicht anders, die hat das auch begrüßt. Und dann kam der. Es lohnt sich, sich die Geschichte der Stadt noch mal anzusehen und was er uns an diesem Tag gesagt hat über die Bedeutung von Stadt. Das war eine Sternstunde.

Tillmann: Entschuldigung, er war zweimal in Sundern gewesen. Noch bei einer anderen Gelegenheit in der Schützenhalle. Ich weiß aber nicht, wer den damals eingeladen hat.

20 Oswald von Nell-Breuning SJ (*8. März 1890 in Trier; †21. August 1991 in Frankfurt am Main), katholischer Theologe, Nationalökonom und Sozialphilosoph.

Müntefering: Wahrscheinlich die CDU ...

Tillmann: Ja, wahrscheinlich.

Müntefering: Ich wollte jedenfalls erwähnen, dass das aus meiner Sicht im Zusammenhang mit der Neugliederung ein ganz interessantes Ereignis war, weil er wirklich auch Zukunftsträchtiges dazu gesagt hat. So wurde Sundern Stadt.

Reininghaus: Wir könnten Ihnen noch stundenlang zuhören. Aber, Herr Müntefering, Sie haben selbst gesagt, es gibt irgendwo ein vernünftiges Limit. Ich denke mal, dass wir diese Zeit gut genutzt haben und Sie noch viel diskutieren könnten, aber: Wir haben noch eine letzte Runde, und dann erwartet uns der Empfang. Zwei Fragen wollen wir noch zulassen, bevor wir in die letzte Runde einsteigen.

*Gast:*²¹ Du hast ja eben über die wirtschaftliche Kompetenz gesprochen. Meine Frage hat nicht so viel mit Sundern zu tun, sondern ist recht global: Ich stell' mir das so vor, dass, wenn man heute in der Politik ist, das unheimlich komplex ist. Wahrscheinlich war es das früher auch, aber wir haben nun eine Zeit mit unheimlich schnellem Wandel. Es gibt ganz viel Lobbyismus, es ist unheimlich viel Macht, würde ich mal sagen, bei großen Konzernen, bei Banken, wenn man sich die Finanzkrise ansieht. Also ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie jemand, egal wie viel Fortbildung und wie viel Studium und Erfahrung er oder sie hat, heute überhaupt noch den Durchblick haben kann. Ich wüsste gerne Ihre Einschätzung: War Politik früher einfacher gestrickt? War das früher anders, war es einfacher? Oder ist da vielleicht auch ein bisschen Nostalgie, wenn man zurückdenkt an die Zeit so der 70er-, 80er-Jahre?

Reininghaus: Wollen Sie anfangen?

Tillmann: Ja, meine Tochter kann mich ja zu Hause noch einmal fragen ...

Müntefering: Also, ich glaube, dass Ihre Formulierung – ist das eine andere Welt? – dass die die Sache trifft. Der Unterschied, den wir haben, ist, dass die Welt in den letzten 100 Jahren in einer unglaublichen Art und Weise mobil geworden ist. In den Geschichtsbüchern wird einmal stehen: Das war das Jahrhundert der Mobilität. Wir sind in der Lage, Menschen und Güter rund um die Welt zu transportieren. Und Informationen! Wir sind mit jedem Teil der Welt in jedem Augenblick verbindbar. Wir denken nationalstaatlich, wir handeln nationalstaatlich. Die Kanzlerin muss schwören, zum Wohle des deutschen Volkes Politik zu machen; müsste jeder von uns auch. Die Wahrheit ist, dass es internationale Zusammenhänge gibt, gerade auch im Finanzkapital, die gar nicht national gesteuert werden können. Und dass natürlich die Globalität auch dazu führt, dass die Wirtschaft insgesamt globaler wird. Das ist nicht falsch. Ich kritisier' das nicht, ich sag' nur: Das ist so. Und es gibt keine Weltregierung, es gibt keine Regeln in der Welt, wie man das denn eigentlich hinkriegen kann. Und deshalb ist für mich Europa eine so große Chance, damit man zumindest in solchen Größenordnungen – 500 Millionen Menschen, die da zusammen sind – Formeln schafft, wie man die Zukunft organisiert, ohne dass die Demokratie unter die Räder kommt. Denn

21 Die Frage stellte die Tochter von Ferdinand Tillmann.

das, was über den Nationalstaat hinausgeht, hat ja keine wirklich belegbare demokratische Legitimation, auch nicht in Europa. Das ist ja alles mehr Zufall, was da passiert. Exekutivföderalismus, wie Habermas²² das nennt. Die Regierungschefs kommen zusammen und beschließen, was in Europa gemacht werden soll. Dafür sind die aber gar nicht gewählt. Das will ich gar nicht kritisieren, einer muss es ja machen, aber weltoffen. Also, das ist schon sehr komplex geworden, das ist wahr. Ich will auch da meinen Vater noch mal heranziehen. Man muss einfach sehen: Die Menschheit insgesamt lebt in einem Prozess der Veränderung, und da muss man sich eben auf das einstellen, was neu ist. Mein Vater hätte noch gesagt: „Die sollen in ihrem eigenen Land gucken, wie sie klar kommen. Man mischt sich da nicht ein.“ Und seine Botschaft: Nicht wieder deutsche Stiefel irgendwo, ging auch so weit, dass der dagegen war, dass Deutschland auf dem Balkan oder in Afghanistan oder irgendwo sonst unterwegs gewesen wäre. Wir sind aber in einer internationalisierten Welt, in der der Rückzug auf uns selbst als Nationalstaat moralisch nicht mehr haltbar ist. Es gibt eine ethische Kategorie: Die Menschenrechte sind das höchste Gut in der Charta der UNO seit 1948, bei uns im Grundgesetz steht vorne: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Das gilt, wenn man es ernst nimmt, natürlich nicht nur für Deutsche, sondern auch für andere Menschen. Aber wie werden wir diesem Anspruch eigentlich gerecht? Wenn ich auf die Welt gucke, dann glaube ich, dass es so etwas gibt, das macht mich hoffend, eine informelle Fraktion der Menschenrechte, so nenn' ich das mal. Ich stelle fest, dass das Menschenrecht ein großes Gut geworden ist, halte das für einen großen Fortschritt internationaler Politik, halte Amnesty und solche Organisationen für ganz wichtige Organisationen, die in die Welt gehen und versuchen, irgendwo zu helfen. Und ich glaube, dass das eine Chance ist. Wie man dem ein demokratisches Gesicht geben kann, weiß ich nicht. Das ist eine Riesengefahr, in der wir sind. Wir leben ja immer so in der Vorstellung, die Welt wird immer demokratischer, das wird aber nicht automatisch so sein. Ich hab' in meiner Zeit als Minister erlebt, sowohl in China als auch in Russland, dass die mir gesagt haben: „Wir werden das gewinnen.“ Ich sag': „Was werdet ihr gewinnen?“ Die haben gesagt: „Wir sind schneller als ihr. Eure Demokratie dauert einfach zu lange.“ Und deshalb muss man zu einer Entschleunigung kommen und zu einer Fähigkeit, das Ganze demokratisch zu legitimieren, wenn wir das wirklich wollen, und dafür ist Europa eine der ganz großen Chancen. Ich will aber jetzt keine Vorlesung halten, sondern ich stimme dem sehr zu. Politik ist nicht schwerer, als sie vorher gewesen ist, aber sie hat ganz andere Bedingungen. Da steht man manchmal ratlos davor. Ich glaube, dass in dieser Zeit, die vor uns ist, die großen Einheiten und die kleinen an Gewicht gewinnen. Nicht die Landtage, nicht die Bundestage, die nationalen Parlamente, sondern die da drüber und die Regionen und die Kommune im Ganzen. Denn da leben die Menschen, irgendwo sind die alle zu Hause, und das müssen wir im Blick behalten, dass wir über den Tellerrand der nationalen Grenzen hinaussehen.

Gast: Ich möchte noch eine Frage zur Zeitgeschichte stellen. Wenn ich richtig informiert bin, dann kam der zweite Präsident der Bundesrepublik Deutschland, Heinrich Lübke, aus einer kleinen Ortschaft, die zur heutigen Stadt Sundern

22 Jürgen Habermas (*18. Juni 1929 in Düsseldorf), Philosoph und Soziologe.

gehört.²³ Und wir wissen alle, dass die Erinnerung an ihn auch ein bisschen kontrovers ist. Mich würde einfach eine kurze, ehrliche Antwort von Ihnen dreien aus einer älteren Generation – Sie haben das miterlebt – interessieren, was das für die Menschen hier bedeutet hat und wie Sie die Wahrnehmung seines Amtes heute rückblickend sehen.

Tillmann: Ich bin einer derjenigen gewesen, der vertreten hat, dass eine Schule in der Stadt Sundern, die bis heute noch keinen Namen hat, einen Namen bekommen sollte und zwar den des Bundespräsidenten, der in der jetzigen Stadt Sundern geboren wurde. Das war nicht zu machen gegen die Widerstände, die da vorhanden waren, und Sie haben die Gründe dafür schon genannt. Heinrich Lübke ist ein Opfer von Konrad Adenauer geworden. Er hätte die zweite Legislaturperiode nicht antreten sollen, da wurde er krank, eine schwere Krankheit dann, und das hat sein Wirken sehr verdunkelt und belastet. Aber was ich habe durchsetzen können, war, dass wenigstens unsere Parteizentrale in Meschede den Namen Heinrich-Lübke-Haus bekommen hat.

Müntefering: Ich hab' Heinrich Lübke noch in Erinnerung aus der Zeit, als er geistig voll da war. Der war ein Zentrumsmann, ein sozialer Mann, nicht unähnlich dem, was ich bei meinem Vater und meinen Onkeln gekannt habe, ein tatkräftiger Mann auch. Ich beurteile das letzte Stück seiner Aktivität so, wie Ferdi Tillmann das gerade beschrieben hat. Es war ein bisschen eine Fledderei, dass man ihn zum zweiten Mal in das Amt reingeschoben hat und sich dann anschließend darüber lustig gemacht hat. Das war absolut nicht in Ordnung, und es hat damals auch Versuche gegeben aus der DDR und anderswo, ihn in Misskredit zu bringen. Über die Zeitschrift „Konkret“ und über andere Dinge hab' ich das alles immer sehr genau mitverfolgt; ich fand das nicht in Ordnung. Er war kein Großer der Politik, das kann man mit Sicherheit sagen, gar nicht zu vergleichen mit der Bedeutung, die Adenauer hatte und die vielleicht Richard von Weizsäcker als Bundespräsident auch hatte, aber er war einer, für den man sich nicht genieren musste. Unsere Stadt ist gut beraten, darauf hinzuweisen und zu sagen: Das war ein ordentlicher Arbeiter im Weinberg des Herrn, wenn man so will; das kann man ruhig sagen.

Cronenberg: Abgesehen von der zweiten Legislaturperiode, die ja angesprochen worden ist – man könnte auch sagen „cherchez la femme“ – war Heinrich Lübke so zu beurteilen, wie Franz Müntefering das eben gesagt hat. Ich möchte das einmal ergänzen: In einer Zeit, in der die Landwirtschaft ungeheuer große Probleme gehabt hat, wo viele landwirtschaftliche Betriebe, wenn ich es richtig erinnere in den vier Jahren seiner Amtszeit, als 25 Prozent der Betriebe verschwunden sind, hat er immer wieder, nicht zuletzt wegen seines Hintergrunds, versucht, den Menschen klarzumachen, dass sie zwar die Kritik an der Landwirtschaftspolitik äußern sollen, aber nicht, wie teilweise in einigen Gegenden mit den von mir an sich geliebten Sensen, gegen die Republik protestieren. Er hat immer wieder mit dafür gesorgt, dass sie zur Frage der Republik, zu dieser Republik auf deutschem Boden, „Ja“ sagen sollen statt „Nein“. Es hat mich immer ein bisschen gefuchst, dass sein Akzent, den er unzweifelhaft hatte, so ins Lächerliche gezogen wurde,

23 Heinrich Lübke (*14. Oktober 1894 in Enkhausen, heute Stadt Sundern, †6. April 1972 in Bonn), war von 1959 bis 1969 der zweite Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland.

dass sein Amt darunter zu leiden hatte. Im Übrigen, ich gestatte mir die Bemerkung, hat die Republik mit ihren Präsidenten bis auf einen Fall für die jeweilige Zeit ein ungeheures Glück gehabt, für das wir dankbar sein sollten.

Reininghaus: Meine Damen und Herren, wir sind am Ende angelangt. Ich würde gerne unseren Zeitzeugen Gelegenheit geben, uns hier als Auditorium in Sundern, aber auch uns als Historikern etwas mitzugeben. Ein letztes Geheimnis, das vielleicht für uns, für die Regionalgeschichte auch wichtig ist. Wenn Sie da also noch etwas haben, was Sie uns mitgeben wollen, dann haben Sie jetzt eine Chance.

Tillmann: Vielleicht darf es ja auch eine Anekdote sein, die aber inhaltlich voll wahr ist, die auch etwas die Frage meiner Tochter beleuchtet: War das früher alles vielleicht einfacher oder sogar menschlicher in der Politik? Ich bin ja immer Genosse gewesen, ich will das kurz machen, und war ehrenamtlich Mitglied der Verwaltung der Stockumer Spar- und Darlehenskassen eGmbH. Im Jahre 1971 fusionierte dieses Stockum-Amecke mit Hagen, damit kam auch Wildewiese dazu. Wildewiese hatte einen Bürgermeister, das war Johannes Becker.²⁴ Johannes Becker kam also nach der Bundestagswahl 1972 in die Aufsichtsratssitzung. Jetzt kommt etwas Platt ins Spiel. Herr Becker kam auf mich zu, ich war gewählt worden, Gott sei Dank, aber die CDU hatte eine große Schlappe erlitten bei dieser Wahl – „Gott sei Dank“, sagt Franz Müntefering. Und er kam auf mich zu: „Tillmann, dat dait mi so läid, iek wäit nit, bue dat passäiern kann.“ Was war passiert? Zwei-Stimmen-Wahlrecht: In Wildewiese gab's bei Wahlen regelmäßig drei Rekorde. 100 Prozent Wahlbeteiligung, die hatten etwa 50 Wahlberechtigte – 100 Prozent CDU –, und die schnellste Meldung an den WDR. Weil die 50 ja alle mittags schon gewählt hatten, konnte ja keiner mehr kommen, man konnte also schon mal zählen. Was war also passiert? Eine Zweitstimme SPD! 1972, das stellen Sie sich vor! „Iek wäit nit, bue dat passäiern kann. Dat dait mi so läid.“ Bei der nächsten Sitzung, ich kürze das jetzt ab, kam er freudestrahlend auf mich zu, nahm mich fast in den Arm wie zwei Fußballspieler nach einem Tor: „Tillmann, äi brüeket uch keine Sore mär te maken. Iek hewwe met der Frau kuiert. Se harre siek bläüß verdohn.“

Müntefering: Sundern gut, Sauerland gut, Glückauf!

Cronenberg: Meine Bitte an die Anwesenden bei der Beurteilung von historischen Sachverhalten, sich ihre Unabhängigkeit, Freiheit und Objektivität zu erhalten, auch wenn das gegen den jeweiligen Zeitgeist ist.

Black-Veldtrup: Das war ein gutes Schlusswort. Ganz herzlichen Dank dafür, dass Sie nicht nur unsere Fragen beantwortet haben, sondern auch von sich selbst, von Ihrer Motivation berichtet haben. Das ist etwas, was man sonst weder in Interviews liest noch im Fernsehen sieht: die Motivation, die hinter dem steht, was Sie tun. Davon haben Sie heute viel preisgegeben. Danke dafür! Ich glaube, wir haben alle auch viel gelernt. Ganz herzlichen Dank auch den Mitdiskutanten im Publikum!

24 Johannes Becker (*10. Januar 1906, †8. März 1988) war von 1961 bis 1974 Bürgermeister von Wildewiese.